

Sizilianische Miniaturen

von Erika von Gunten

Trappeto

Für uns, die wir aus dem stürmischen, regnerischen Norden kamen, lag im Wort Sizilien das Versprechen auf Wärme, Sonne, Licht.

Bei unserer Ankunft in Palermo Punta Raisi war die Temperatur angenehm, trotz der späten Abendstunde. Der nasse Boden und ein paar Lachen zeugten von einem eben erst niedergegangenen Regenschauer. Mit unberechenbarem Wetter mussten wir um diese Jahreszeit also auch hier rechnen.

Dass uns der Herbststurm noch in dieser Nacht einholen würde, ahnten wir nicht. Auch als er bereits eingesetzt hatte, merkten wir es nicht, denn wir sassen in der gemütlichen Kellerküche der Familie Neglia. Herzlich war dieser Empfang und schon begegneten wir der südlichen Gastfreundschaft. Die Frau des Hauses hatte ein vorzügliches Essen zubereitet. Ausserdem wurden wir mit Häppchen, Früchten und Getränken verwöhnt.

An Literatur und Kultur fehlte es in diesem unterirdischen Wohnraum nicht. Die Wände waren voller Bilder. Da standen Schränke und Regale mit Büchern. - Donna Neglia ist nicht nur eine begnadete Köchin, sondern auch vollamtliche Lehrerin, tagsüber ist sie in der Schule. Zuvorkommend und ruhig betreut dann der Ehemann, ein Rentner, die Pension.

Aus der Tiefe, von der Geborgenheit am Herd des Hauses, stiegen wir zu später Stunde hinauf und bezogen die Zimmer.

Gross war das meinige im zweiten Stock, heimelig mit den blumigen Vorhängen, die die breiten Fenster an zwei Wänden verdeckten. Da hörte ich sogleich das gewaltige Tosen. Wunderbar, dachte ich, ich bin am Meer, öffnete das Fenster, welches den Betten gegenüberlag.

Sogleich bauschte ein Windstoss den Vorhang, warf sich kraftvoll ins Zimmer und kündete nun vom Sturm, der tobte. Wie ich nun zum andern Fenster hinausschaute, sah ich, trotz der Dunkelheit, vor mir das aufgewühlte, schäumende Meer in voller Breite. Woge um Woge bäumte sich auf und warf sich tosend auf den Sand. Endlich zog ich den Vorhang zu, schloss das andere Fenster und legte mich, müde vom langen Tag und den vielen Eindrücken, ins Bett. Derweil der Wind an den Scheiben, an allem rüttelte und schüttelte, glitt ich geborgen, mit dem Toben und Brausen und Rauschen des Meeres, in den Schlaf.

Am Morgen nach der zweiten Sturmnacht, nahm ich mit einem letzten Blick von meinem Zimmerfenster Abschied von Trappeto. Unter blauem Himmel dehnte sich, so weit das Auge reichte, die Küste vor mir. Die Sonne verzauberte die Gegend. Und das Meer, in dem sich immer noch Wogen und Wellen jagten, aufschäumten, bevor sie sich überschlugen, kam mir vor wie eine flauschige blaue Decke mit weissen Spitzen und Rüschen.

Segesta

Auf der Fahrt im Westen Siziliens ins Landesinnere, überraschten mich die vielen Olivenhaine. In Quadraten, in Reih und Glied, wie mit dem Theodoliten angepflanzt, waren jeweils die Bäume, alle gleichgross. Im Gegensatz zu Hainen, wie ich sie von Hellas kenne, waren die ältesten Ölbäume hier erst etwa 30-40-jährig. Vermutlich wurde die Produktion des Exportgutes Olivenöl erst durch den Beitritt zur EU gefördert.

Wolken und Sonnenschein wechselten ständig und liessen die Landschaft weich erscheinen. Zwar engten Hügel immer wieder ein. Aber gerade dieser wellenartige Horizont, diese weiblichen Konturen, faszinierte mich.

Unerwartet befanden wir uns in einem Tal und fuhren auf den Monte Barbaro zu. Zum ersten Mal begegneten wir hier dem „griechischen Sizilien“, wie Saro Marretta es nennt.

Weil die strahlende Sonne und der blaue Himmel fehlten, wirkte der Ort umso geheimnisvoller.

Denn einmal hob sich der Tempel, kurz beschienen, aus der düsteren Gegend hervor, glitt nach Augenblicken in sie zurück und wirkte doch immer licht.

Hinter einer seiner dicken dorischen Säulen fand ich Schutz vor dem kurzen Sprühregen, den der Wind von Nordosten her blies.

Ein unvergessliches Bild bot Luisa mit dem roten Regenschirm in der Säulenhalle: Antike und Moderne.

Vor dem etwas länger dauernden Schauer suchten ein paar von uns Schutz im nahen Pinienwäldchen. Wir schreckten verborgene Vögel auf. Sie duldeten die Eindringlinge nicht in ihrem Revier. Mit hartnäckigem Gekrächze versuchten sie uns zu vertreiben.

Wieder, auch von hier oben, wirkte der Tempel machtvoll und dennoch licht. Etwas Sammelndes, Stärkendes ging von ihm aus.

Bedrängt durch Zeit und Wetter besuchten die meisten von uns das griechische Theater, welches sich an den nördlichen Hängen des Monte Barbaro befand, mit dem Shuttle-Bus. - Bis zum Eingang des Theaters, den wir zu Fuss durch karges Gelände erreichten, verblieben mir ein paar Minuten Zeit um mich auf das neue Erlebnis einzustellen.

Dann aber nahm mich der Anblick gefangen. So plötzlich lag das Theater vor unseren Füßen, dass ich überrascht den Atem anhielt. Hinter der „Orchestra“, tief unten, dehnte sich das Tal mit der geschwungenen Autobahn nach Nordwesten aus.

Die Stufen des Koilon, des Zuschauerraums, mit einem Durchmesser von 63 m, waren zum Teil aus dem Felsen gehauen und forderten auch heute zum Sitzen auf.

Nachdem sich die Touristengruppe mit der lautstarken Reiseleiterin entfernt hatte, empfand ich in der Ruhe und Stille, noch mehr die Würde des Ortes.

Ständig in Bewegung die graue und wieder weisse Wolkendecke, durch blaue Löcher sekundenlang Sonnenlicht aufscheinend, weitete sich der Himmel vor und über uns.

Unter demselben, und doch wieder nicht ganz, hatten schon vor Jahrtausenden die Zuschauer zum Geschehen auf der „Skini“ die Aussicht weit ins Land hinaus. Wie war ihnen bei Tragödie und Komödie vor der gewaltigen Naturkulisse zumute gewesen? Hatten sie sich den Göttern nahe gefühlt?

Gibellina Vecchia

Tatsächlich führte uns Saro Marretta zum „Speziellen Sizilien“. Unterwegs zum nächsten Ziel, der Stadt Ribera, sollten wir Gibellina Vecchia sehen. Saro hatte uns bereits davon erzählt, ergo wussten wir, dass es sich um eine Stadt handelte, die, von einem Erdbeben verschüttet, samt den toten Bewohnern zubetoniert worden war.

Wieder fuhren wir durch die fruchtbare, kultivierte Gegend mit den weichen Linien, heute weiter nach Südosten, tiefer ins Land hinein. Da, auf einmal war linkerhand, weit vorne, an einem Hügel, der weisse Flecken, nach dem wir ausgeschaut hatten.

Wie wir nun vor der riesigen Betonfläche standen, die Grabstätte und Denkmal zugleich war, überlief mich ein Schauer. Mannshöhe, zwei bis vier Meter breite Quer- und Längsspalten durchliefen den Beton dort, wo sich einst Gassen und Gässchen befunden haben. Diese Linien ergäben gewisse Zeichnungen, welche von einem Flugzeug aus klar zu sehen seien, hatte Saro Marretta gesagt. In der Mitte der Betonwüste entdeckte ich tatsächlich das Bild der Taube, von der er gesprochen hatte. Beim Gang durch die tote Stadt verzögerte ich den Schritt und blieb hinter der Gruppe zurück. Bald hörte ich die Stimmen nicht mehr, auch kein Vogelgezwitscher. Stille? War da nicht ein Säuseln? Spürte ich nicht einen Hauch? Waren es Seelen, die noch nicht zur Ruhe gefunden haben?

Die Flächen und niederen Wände gleissten auf im Sonnenschein, erloschen, sanken in sich zurück, wenn sich Wolkentürme vor die Sonne schoben. War hier ausser diesem Lichtspiel nichts mehr lebendig? Alles starr und tot? Nein. Neues Leben spross aus jeder Mauerritze, überall Pflanzen, Pflänzchen, Gräser und Heidekräuter.

Tröstlich, die Natur wird die Stätte weiter erobern.

Zur Gegenwart und Fröhlichkeit fanden wir sehr bald zurück, dank einer nicht alltäglichen Sinnesfreude. Ein paar Meter oberhalb der „Nekropole“, wo eine Wildnis herrschte, inmitten von allerlei stachligem Gebüsch und dürrerem Gras fand Saro Marretta einen Feigenbaum. Gehörte er niemandem? Waren die Früchte, die wir mit Lust assen, gestohlen, und deshalb so süß?

Bevor uns ein kräftiger Regenguss einholte und wir in den Bus flüchten mussten, wies Saro noch auf die im Südwesten bis zum Horizont sich ausdehnende Landschaft. Hügelig, eher karg. Vielleicht, weil jetzt, im Herbst, die Felder brach lagen? Oder weil sie nicht mehr bearbeitet wurden?

Es sei das Land der Familie des Giuseppe Tomasi di Lampedusa, zugleich die Gegend, wo sich sein einziger Roman, „Il Gattopardo“, abspiele, erklärte Saro Marretta.

Wer kennt nicht den Film „Der Leopard“ von Lucchino Visconti, mit Claudia Cardinale und Burt Lancaster?

Gibellina nuova

Nach der Erdbebenkatastrophe wurde Kilometer weit weg, in einer flachen Gegend, eine neue Stadt gebaut. Für 80'000 Menschen. - Vielleicht war den Überlebenden von Gibellina die Distanz zum alten Wohnort zu gross, vielleicht war ihnen die neue Stadt zu modern? Heute leben hier bloss etwa 8000 Einwohner.

Verschiedene Architekten setzten sich mit Bauten und Plätzen ein Denkmal. Wir bestaunten die kugelförmige Kirche, dahinter das halbrunde, offene Theater mit den Betonstufen. Interessiert gingen wir über einen durch moderne Laubengänge und Zinnen umgebenen Platz. Sein Boden war in Rechtecke eingeteilt, die uns zum „Schrittemessen“ anregten. - Viele Gebäude und Plätze aber waren bereits am Zerfallen. Diese modernen Ruinen wirkten bedrückend.

Stil und Statik der vielfältigen Bauart hier könnten immerhin Architekten- und Ingenieurschulen zu Studienzwecken dienen, für solche wäre diese seltsame Stadt gewiss eine Reise wert, sinnierte ich.

Auf der Umfahrungsstrasse, bevor unser Bus die Autobahn erreichte, erhaschten wir noch ein anderes Bild von Gibellina nuova. Viel Grün, unzählige Palmen, die einzeln, in Reihen, in Gruppen angepflanzt worden waren, säumten Strassen, hüllten Häuserblocks ein, bildeten

kleine Parkanlagen und hoben sich über die Dächer hinaus. So viele kräftige Palmen hatte ich noch nie in einer Stadt gesehen. - Meine Melancholie verschwand. Hoffnungsvoll war es, wie auch aus diesen modernen Ruinen neues Leben spross.

Sciaccia

Auf den Reiseführer, der uns in der Küstenstadt Sciaccia empfangen sollte, hatte uns Saro Marretta vorbereitet. Lillo Firetto, weisshaarig, quirlig, vergisst wohl keiner so bald wieder. Mit Lust erklärte er, beantwortete auch ungestellte Fragen, dominierend führte er uns, zeigte Sehenswertes in der Stadt, in der Gegend, als wäre er ein Souverän.

Am Rande der Parkanlage, hoch über dem Meer, wies er nach Westen und sagte mit wichtiger Miene, dass hier vor uns, in nur 140 km Entfernung, die Küste von Tunesien sei. Tatsächlich waren wir hier schon auf demselben Breitengrad wie die Nordküste von Tunesien und Algerien.

Nicht weit von der Stadt Sciaccia, am Fuss des Monte Kronio, besuchten wir das „Castello Incantato“ von Filippo Bentivegna. Nicht nur unsere TV-Aufnahme fand dort, in der Gartenanlage statt. Diese selbst war der Grund unseres Besuches. Verschiedentlich hatte Saro Marretta davon erzählt. Nun sahen wir mit eigenen Augen dieses „spettacolo“, geschaffen durch einen einzigen Menschen. Inmitten von Oliven- und Mandelbäumen fanden wir unzählige in Stein gehauene Köpfe und Gesichter des Bauernkünstlers, genannt „Filippu di li testi“.

Dieser Mann, geboren 1888, musste aus finanziellen Gründen sehr früh arbeiten gehen und konnte die Schule nicht besuchen. Bis 1912 diente er in der Marine. Weil er anschliessend in der Heimat keine Arbeit mehr fand, wanderte er nach Amerika aus. Dort verliebte er sich unsterblich in eine Amerikanerin. Von einem Rivalen erhielt er jedoch einen Schlag auf den Kopf, so sehr, dass sich sein Charakter abrupt veränderte. In die Heimat zurückgekehrt, kaufte er mit dem verdienten Geld ein kleines Landgut.

Hier nun mühte er sich Zeit seines Lebens ab und haute diese Köpfe aus den Steinen. Tag für Tag, Jahr für Jahr. Umherliegende Steine genügten nicht, er grub Höhlen in den Hang, und holte weitere Steine heraus. Letztendlich behaute er auch die Höhlenwände und schnitzte sogar Gesichter in die Stämme der Olivenbäume. Nach seinem Tode, heisst es, wäre die Hälfte gestohlen worden, heute gäbe es hier noch um die 2000 Köpfe.

Für Filippo stellte jede Skulptur eine andere, prominente oder bekannte Person dar. Er gab ihnen Namen. Wir aber begegneten immer demselben tragischen Antlitz - nur selten war da eines mit einem winzigen Lächeln - mit der ausgeprägten, geraden Nase, hohen Stirn, geschlossenen Augen. Letztere machten es mir erträglich, ohne Beklemmung um die vielen Köpfe herumzugehen. Offene glotzende, starrende Augen hätten mich jedoch verfolgt. Der Gang in diesem Garten wäre ein Alptraum gewesen.

Der Blick in die weitere Umgebung, ein Olivenhain der im Sonnenschein lag, vermochte das geisterhaft Faustische dieses Ortes zu vertreiben.

Agrigento

Schon nur dieses Wort elektrisierte mich. Saro Marretta hatte oft erzählt, wie schön die Tempel hier seien, besser erhalten noch als jene in Griechenland.

Nun also spazierten wir an diesem sonnigen Vormittag durch das Tempeltal und hatten die imposanten Reste von Magna Grecia vor uns: den Concordia-Tempel, den Tempel der Dioskuren, denjenigen der Juno (Hera) und denjenigen des Herkules.

Eine Bereicherung war der Besuch im Etno-Antropologico Museo von Ribera. Hier versuchten wir, uns in alte Zeiten und ehemalige Lebensweisen zurückzusetzen.

Der Abend in der Ausstellung der Kunstwerke in den Stoa von Agrigento war eine Bereicherung. Wieder traf ich hier auf ein griechisches Wort: oi stoaí, ausgesprochen i stoai = die Säulenhallen, Bogengänge.

Für mich bedeutete die multimediale Vorstellung, die „KOMODIA: Akragas, Beginn einer Zivilisation“, der absolute Höhepunkt. In dieser wurden wir auf einen grossartigen Spaziergang in das Akragas des 5. Jahrhundert v. Chr. mitgenommen und erlebten volkstümliche Traditionen und geschichtliche Begebenheiten. Noch heute seien kreative und produktive Aktivitäten, wie Kunstgewerbe und Weinbau, auf diese jahrtausendealte Wurzeln zurückzuführen.

Zugleich mit dem Symposium (gr. Festmahl, Zusammentrunk) auf der Bühne, erhielten wir jetzt, in der Theaterpause, überraschend, ebenfalls ein Gastmahl. Pasta und Wein wurden uns durch die Schauspielerinnen, den Mädchen von Akragas, gereicht.

Mich bannte das Wort Akragas. Saro Marretta erklärte, es sei auf eine Art Muscheln zurückzuführen. In den Tempelsäulen fänden sich da und dort Muscheln. - Wäre es auch möglich, dass der Name Akragas aus dem Griechischen stammt? Akri = Rand, gi, (gis = Wesfall) = Erde; also akri-gis, am Rand der Erde? Für die Menschen damals hörte die Erde bei den Hesperiden auf. Sizilien war also am Rande gewesen.

Auf der Rückkehr ins Hotel fuhren wir auf der Autostrasse unterhalb von Agrigento. Da tauchten linkerhand, in der Höhe, die beleuchteten Tempel auf. Der Grund, auf dem sie stehen, war nicht zu sehen, so schwebten sie denn in der tiefblauen Nacht.

Am Morgen war mir, als hätte ich sie die ganze Nacht vor mir gesehen oder dieses Bild geträumt.

Racalmuto

Dieses Städtchen hat es mir besonders angetan. Der Ort liegt nordöstlich von Agrigento in einer kargen Gegend, die mich an die Mani in Griechenland oder an eine Zykladeninsel erinnerte.

Von der Dachterrasse aus, wo uns ein Mittagspicknick offeriert wurde, überblickten wir das Städtchen. Es schmiegte sich an einen Hang. Eng zusammengedrückt, in den Farben ockerbeige-braun die Häuser, verschmolz es mit den Farben der Gegend. Einzig die Kirche hob sich mit ihrer Rosafarbe und dem Turm mehr hervor.

Wunderschön ist das Gebäude und besonders das Innere des Teatro Regina Margherita. Verlockend las sich das Programm der laufenden Spielzeit.

Zwei ganz besondere Bilder sind es, die ich beim Wort Racalmuto stets vor Augen haben werde.

Das eine ist die lebensgrosse Bronzefigur von Leonardo Sciascia.

Hätte mir Saro Marretta nicht im letzten Augenblick zugerufen, wäre ich direkt in sie geprallt. Sie stand mitten auf dem Gehsteig der Hauptstrasse. Nicht nur beeindruckte mich Sciascia durch seine vielen Werke, sondern mehr noch als Mensch. Die Bronzefigur stand am richtigen Ort, im Zentrum von Racalmuto, ganz bei den Menschen.

Das andere Bild ist ein kurzes, zauberhaftes Erlebnis.

In Racalmuto hatten wir Gelegenheit, jedes auf seine Weise, das Stadttinnere zu entdecken. Entdeckungsfreudig schlenderte ich durch Gassen und Gässchen und kehrte bald wieder in die Hauptstrasse mit den meisten Ladengeschäften zurück. Hier standen, wie jeden Abend, die Männer auf dem Gehsteig beieinander und diskutierten gestenreich. Bei der Kirche, wo die Hauptstrasse abbog, hatten sich ebenfalls Männer versammelt. Zwei Polizisten sahen zum

Rechten. Jetzt, am Feierabend, bewegte wohl jeder, der eines besass, sein Auto. Wagen um Wagen fuhr durch den Ort, bog bei der Kirche um die enge Kurve. Haarscharf fuhren sie an den Herumstehenden und langsamer an den Polizisten vorbei. Diese stoppten etwa einen Wagen, nicht etwa um zu rügen, sondern um mit dem Fahrer ein paar Worte zu wechseln, etwas mehr oder weniger Wichtiges mitzuteilen. Da wurde gelacht, zugerufen und gewunken. Früh genug traf ich bei unserem Treffpunkt am Ende des grossen Platzes ein. Ich setzte mich auf ein Mäuerchen und sah dem Treiben zu. Es dunkelte bereits. Die Lichter gingen an. Nur schwach noch waren die schönen alten Fassaden zu erkennen.

Und hier nun erlebte ich einen flüchtigen Solotanz-Auftritt ganz für mich allein.

Auf dem Balkon des Hauses mir gegenüber, erschien ein kleines Mädchen. Seine Gestalt, in langem, hellem Nachthemd, war deutlich erkennbar hinter dem gusseisernen Geländer, vor den von innen hellbeleuchteten Vorhängen. Hörte das Kind Musik aus dem Zimmer? Sang es selber eine Melodie oder hatte es sie in sich? Mit solch' natürlicher Grazie hüpfte und tanzte es auf dem Balkon umher, bewegte anmutig Arme und Hände, so dass mir die Szene wie ein lebendig gewordenes Bild aus einem alten Kinderbuch oder wie ein barockes Gemälde vorkam.

Auf einmal sah das Mädelchen einen Jungen unten auf dem Platz vorbeirennen. Mit heller Stimme rief es ihm einen Gruss zu. Der Junge grüsste zurück, drehte sich noch ein paar Mal um und winkte, bevor er zwischen den engen Mauern in ein Gässchen verschwand. Brachte die kurze Begegnung das Mädchen dazu, eine ganz eigene Tarantella hinzulegen? Mit einer Drehung verschwand das Kind. Die Vorhänge bewegten sich leicht im Abendwind.

Leonardo Sciascia

Der erfolgreiche Schriftsteller wurde am 8.1.1921 in Racalmuto geboren. Mehr noch als die Anzahl seiner Werke, beeindruckt mich sein moralisches Engagement. Als Unabhängiger in den Stadtrat von Palermo gewählt, distanzierte er sich aus Enttäuschung wieder von dieser Aufgabe.

Sciascias Ideal der Gerechtigkeit konfrontierte ihn ständig mit den Aktionen der Mafia. In seinen Büchern äusserte er sich und versuchte, Einfluss zu nehmen, u.a. in den literarischen Kriminalromanen. Das bekannteste Werk ist „Der Tag der Eule“ (1961).

Racalmuto ehrte seinen berühmten Schriftsteller auf besondere Weise. Zum einen mit der bereits erwähnten lebensgrossen Bronzefigur auf dem Gehsteig: Leonardo Sciascia wie er leibte und lebte, mit der Zigarette in der Hand. Da, mitten im Stadtrummel, kamen jeden Tag viele Menschen an ihm vorbei, solche, die ihn liebten und solche, denen er ihm Weg stand, ihn jedoch zur Kenntnis nehmen mussten.

Die zweite besondere Ehrung war die Fondazione Sciascia. Im oberen Stock des Gebäudes waren seine Werke, welche in viele Sprachen übersetzt wurden, ausgestellt. Ausserdem befand sich da auch seine grosse Bildersammlung: Porträts von weltbekannten SchriftstellerInnen aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert, die ihm wichtig waren.

Anschliessend an den Besuch der Ausstellung sahen wir im Saal, im Parterre des Hauses, einen Film über den Schriftsteller. Modern, raffiniert zusammengeschnitten die Aufnahmen aus seinem Leben, dazwischen kurz Bilder aus der Landschaft, Natur; und Stadt; nicht schöne, sondern aufrüttelnde: Dürre Grasbüschel, karge Erde, aufgebrochene Strassen, steinige Wege, Hinterhöfe, Schutt und, und...

Der Dokumentarfilm vermochte auf diese Weise auch zu vermitteln, wie der Schriftsteller die einfachen Verhältnisse, Mühsal, Not der Arbeiter, gekannt hatte, war doch sein Vater selber Bergarbeiter gewesen.

Immer wieder tauchte die Eisenbahn auf, die Schienen, das Abteil, wo die Biographin und Filmerin in Dokumenten nach dem Menschen Sciascia suchte.

Unterwegs mit dem Schriftsteller waren auch wir.

Machos

Bei den Empfängen durch die Notabeln der Städte, zum Beispiel in Sciacca, bei der Pressekonferenz, in Ribera bei der Vernissage der Anthologie, erschienen alle Männer stets im Anzug, mit Krawatte. Auch Saro Marretta konnte hier, in seiner Heimat, nicht anders auftreten. Mehr noch fiel mir an diesen Männern das Zurschaustellen auf, ihr Bedürfnis, ja geradezu ihre Lust, im Rampenlicht zu stehen und Ansprachen zu halten.

Hörten sie auf das, was einer von ihnen sagte? Kaum. Während dieser redete, konzentrierten sie sich nämlich auf den eigenen Auftritt. Schmunzelnd verfolgte ich die Gesten, welche Nervosität und innerliche Vorbereitung verrieten.

Da hielt sich einer mit beiden Händen am Gurt, der andere dort an den Revers des Rockes, ein dritter an den Akten. Dabei hielten sie Ausschau nach Anhängern und Sympathisanten. Kam jemand und begrüßte sie persönlich, waren sie bestätigt und streckten den Rücken.

Morgens früh, als wir von Ribera abfahren wollten, verliess ich als eine der letzten das Hotel Miravalle. Donna Giallombardo wollte uns verabschieden und kam auf die Treppe hinaus, mit ihr das Hotelhündchen. Mir zu helfen und um die Abfahrt zu beschleunigen, rannte Bruno die Treppe herauf, nahm mir den Koffer ab, stemmte ihn hoch und trug ihn über dem Kopf zum Bus.

- Macho! rief ich Bruno lachend nach.

Da bellte das Hündchen wie wild und rannte aufgeregt ein paar Stufen zu mir herunter. Donna Giallombardo rief es sofort zurück:

- Macho, vieni qui!

Oliven

Unbedingt wollte uns Lillo Firetto zu Rosa Vacante bringen, der Lyrikerin, die mit uns in der Anthologie vereint ist. Mit ihrer Familie führt sie eine „Ölmühle“. Freilich habe ich mir diese ganz anders vorgestellt, archaisch, eher wie eine Dorfölmühle, wie ich sie von Griechenland her kenne.

In der mächtigen Fabrikhalle, wo das Öl SARULLO des Gaspare Sarullo e Figli in Calamonaci (Agrigent) hergestellt wurde, sahen wir weder eine Olive noch Öl. Für uns unsichtbar, wurden die Oliven durch meterlange „Leitungen“ gepresst. Der ganze Ablauf bis hin zur Etikettierung der Flaschen oder kleinen Kanister, verlief hier maschinell, sauber, steril. Wir staunten über die Apparaturen, Messgeräte, vor allem aber über die riesigen, hohen Zylinder, die Metallfässer mit tausenden von Litern Öl.

Vielmehr Eindruck als die imposante Fabrikanlage hinterliess bei mir etwas ganz anderes.

Einmal mehr hatte ich mittags der verführerischen sizilianischen Küche zu sehr zugesprochen. Bei der Degustation des Olivenöls im Empfangsraum der Familie Sarullo, überliess ich den Platz am Tisch jemand anderem und setzte mich in den Hintergrund. Nicht lange ging es, da kam der eine Sohn und fragte mich, was er mir bringen könne.

Der etwa 25-jährige Mann wird vielleicht nicht so leicht, wie sein Bruder, eine schöne junge Frau finden. Wohl von einem Unfall her war sein Gesicht, vor allem das eine Auge gezeichnet. Sein Einsatz aber war gross. Überall war er zur Hand, half, wo er konnte. Gern brachte er mir ein Glas Wasser und holte mir von sich aus eine Serviette. Nach wenigen Minuten wiederum verwöhnte er mich mit Trauben. Wie sollte ich diese verweigern? Etwas

später winkte er und bedeutete mir, hinauszukommen. Weil ich zu wenig italienisch spreche, gab es zwischen den Einheimischen und mir stets nur Stichworte und Gesten. Längst hatte ich gespürt, dass uns die Menschen hier überall wohlwollend gesinnt waren. Mir konnte nichts Arges geschehen. So folgte ich dem jungen Mann neugierig.

Er schritt voraus, dann wieder neben mir. Lebhaft, gestikulierend, mit strahlendem Lächeln, führte er mich um das Gebäude herum zu seinen drei Hunden, die einzeln, in gewisser Distanz voneinander, angebunden waren. Freudig sprangen sie auf und begrüßten den Meister. Ebenso begrüßte ihn der Zwerghahn mit lautem Krähen. Zusammen mit dem halben Dutzend Hühnern und einem schneeweißen Truthahn, kratzte und pickte er in der dunklen Masse, den Rückresten der ausgepressten Oliven, herum. Der kleine Hühnerhof war am Rande der Betonfläche, wo das Brachland begann, wildes Gras und Dorngebüsch wuchsen.

- Si, si, antwortete der Mann, die Hühner lieben diese Olivenrückstände.

Die Vertraulichkeit, mit der er mir seine Tiere zeigte, die Dankbarkeit für mein Interesse und die Freude über den kurzen Moment der Gemeinsamkeit, rührten mich. Beschenkt kehrte ich zur Gruppe zurück.

Wein

Unser Führer in Racalmuto, ein weiterer Lillo, diesmal Lillo Sardo, hatte für uns einen Besuch mit Degustation in der vino Cantina „La Torre“ in Racalmuto organisiert.

Hier war nicht die Spur der alten Methode, wonach Männer mit blossen Füßen die Trauben stampfen. Eben erst habe ich sie in einem TV-Dok. gesehen. Auf einem biologisch-ökologischen Bauerngut in Kreta werden die Trauben strikte noch auf diese Weise gekeltert. Im Gegensatz dazu hier die vollkommen technisierte Verarbeitung der Trauben zu Wein.

Lastwagen um Lastwagen kurvte heran und wurde gewogen. Anschliessend wurde die überquellende süsse Fracht, die Trauben aus der nahen und weitem Umgebung, in einen rechteckigen Schacht im Boden gekippt. Eine dicke Schraubenwinde drehte sich, presste und beförderte die Früchte vorwärts. Auf diese Weise wurden sie bereits etwas zerquetscht. Den weitem Ablauf konnten wir nicht verfolgen. Alles geschah geheimnisvoll unter dem Boden.

Auch hier haben mächtige Metalltanks die Lagerung des „neuen“ Weines an Stelle der Eichenfässer übernommen. Tausende von Litern warteten darauf, in Flaschen abgefüllt zu werden.

Im tiefen Keller, der stets die richtige Temperatur garantierte, lagerten tausende von Flaschen. Bei der Degustation durften wir drei Wein-Qualitäten kosten. Den meisten von uns mundete eher der zweitbeste Wein.

Salz

Hätte ich die Fotos im Club der Salz-Bergarbeiter nicht gesehen, wäre ich vom Besuch in der Saline nicht so ergriffen gewesen.

Diese Bilder dokumentierten, wie früher die Arbeiter in den kaum mannshohen Stollen das Salz losgepickelt haben. Acht Stunden aneinander, gekrümmt, in den ungelüfteten, nur durch ein paar wenige Lampen beleuchteten, engen Gängen. Heiss war es da, deshalb entledigten sich die Männer sogar ihrer Kleider. Nackt, mit sich und der Arbeit allein, jahrelang jeden Tag, tief im Berg, arbeiteten sie schwer. Unter ihnen waren Jugendliche und sogar Kinder. Letztere wurden rachitisch dabei. Viele von ihnen starben früh.

Wir trafen solche ehemalige Salz-Bergarbeiter vor dem Club-Lokal. Sie sassen beieinander, tranken einen Kaffee oder auch nichts. Sie diskutierten wohl nicht mehr über die Anstrengung

der früheren Jahre, über die schlechten Arbeitsbedingungen. Gemütlich sassen sie da und genossen es, Meinungen über Alltägliches auszutauschen.

Nun also fuhren wir mit unserem Bus los, in die Unterwelt. Es galt ernst. Beklommen setzten wir die gelben Helme auf. Die meisten von uns trugen so ein Ding zum ersten Mal. Und plötzlich sah jedes der Gruppe anders, fremd aus.

Kurve um Kurve, tiefer und tiefer fuhren wir auf der Salzstrasse im Berginnern hinab. Fast tröstlich war es, dass uns zwei Ingenieure begleiteten, die uns versicherten, dass sie hier nun schon fünfundzwanzig Jahre arbeiteten. Hier, in der Saline, wüsste jeder Mitarbeiter über alles Bescheid und könne jede Arbeit verrichten.

Während der folgenden eineinhalb Stunden erklärten sie uns alles voller Stolz und beantworteten geduldig jede Frage. Nur zwei Mal im Jahr würden sie eine Gruppenführung vornehmen. Wir hatten also Glück.

Beeindruckende Zahlen nannten sie uns: Das Strassennetz sei vierzig Kilometer lang; das Gewölbe zehn Meter hoch, belüftet, mit elektrischem Licht und Telefonstationen ausgerüstet; die Steigung dieser Zuwege sei schwach, weil sonst die Lastwagen mit der dreissig-Tonnen-Salzlading nicht hinaufkämen. Pro Tag würden 700 - 1500 Tonnen gefördert. Dieses Salz wäre zwei Millionen Jahre alt.

Endlich, in hundertfünfzig Meter Tiefe, waren wir, am Ende eines Stollens, an unserm Ziel angelangt. Wir konnten einem Mitarbeiter beim Salzabbau zuschauen. Der Mann sass in der Kabine eines Kranes, und kratzte und lockerte mit dem Maschinenarm, einer Art Schaufel, das Salz los. Stück um Stück fiel auf einen Haufen, der später von einem Lastwagen abgeholt wurde. Gerade hier wurde die beste Qualität Salz gefunden.

Während wir uns verabschiedeten, in unsere Welt zurückkehrten, blieb der Arbeiter dort in seiner Kabine zurück. Acht Stunden aneinander, jeden Tag. Einsam mit seiner Arbeit. Hörte er, um den Lärm der Maschine zu übertönen, in seinem Kopfhörer Musik? Sphärenklänge?

Kehre um Kehre fuhr der Bus langsam wieder hinauf, hinaus aus dem tiefen Schlund. Wie froh waren wir, als sich der Tunnel öffnete und wir ins Tageslicht hinaus kamen.

Das Bild des Arbeiters dort, im Salzbergwerk, allein in seiner Kabine, werde ich nicht vergessen.

Lesungen - Empfänge

Bei diesen Begegnungen zeigte sich vor allem, ob wir selber gewillt waren, uns auf eine andere Kultur einzulassen, ob wir mit der südlichen Lebensart und ihrem Temperament umgehen können.

Wer das nicht konnte, war unzufrieden. Einige waren sogar enttäuscht über die ungewohnte An- und Zuhörkultur und verglichen die Anlässe mit solchen in der Schweiz. Nach meiner Meinung war das falsch.

Wer oder was gibt uns die Berechtigung, Kritik an Land und Leuten zu üben, wenn wir nicht dort und mit ihnen leben?

Umso mehr verband bei unseren Begegnungen stets das Aufeinanderzugehen. Waren wir bereit, zu verstehen, ging alles einfach. Ein freundliches Zunicken, Lächeln und Winken, schon öffneten sich die Herzen, besonders diejenigen der Kinder.

Auf solche Art ging es sogar ohne grosse Sprachkenntnisse.

Zwischenmenschliches - Griechische Gesten

Nicht vergessen wird Nicola, unser zuverlässiger Chauffeur. Stets war er zur richtigen Zeit an Ort und Stelle. Immer freundlich, half er wo er nur konnte. Ohne Murren holte er auch immer wieder Bücher aus dem Bus, stand dieser noch so weit abseits.

Am Ende gehörte Nicola ganz einfach zu uns und nahm auch an den Anlässen teil.

An verschiedensten Orten trafen wir auch wieder uns bereits bekannte Frauen oder Männer. Ein aufleuchtender Blick beim Wiedererkennen, eine herzliche Begrüssung folgte. Von Saros Stiefmutter und Stieftante wurde ich vom ersten Augenblick an familiär begrüsst und umarmt. Dasselbe erlebte ich mit weiteren Frauen, unter anderem auch mit der Stadtführerin von Racalmuto.

Enzo Minio möchte ich erwähnen. Auch der Journalist begegnete mir in der Folge wie einer Bekannten. Am Buffet beim Empfang im Castello Chiaramontano verriet er mir mit schelmischem Lächeln, welche Häppchen die Einheimischen vorzögen. An diese sollte ich mich halten. Er überredete mich zudem, einen Schluck Grappa ihrer Gegend zu nehmen. Es war tatsächlich ein exzellenter Tropfen.

Auf dem Weg vom „teatro Regina Margherita“ zum letzten Empfang gingen ein paar Notabeln vor uns her. Einer pflückte aus einem Blumentopf auf der Strasse Minze, drehte sich um und reichte sie mir. Ich staunte. Es war dieselbe Geste, mit der mir in Griechenland oft Basilikum oder eine Rose überreicht wurde.

Ohnehin überraschte mich hier, in der Gegend von Agrigento und Racalmuto das Griechische, nicht nur in der Sprache, mehr noch in Handzeichen, im Benehmen und in der Lebensweise.

Es bestätigte Saros Aussage. Er betont oft:

- Wir sind Griechen. Lachend stimme ich ihm jeweils zu.

Freilich waren es Griechen, die im 6. Jahrhundert v. Chr. aus Kreta und Rhodos kamen, hier sofort mit dem Bau der Tempel begannen und damit die „Magna Graecia“ begründeten.

Diese Tempel sind unversehrter als jene in GR. Ihre Vollkommenheit macht einen Sizilianer stolz.

Wanderer, kommst Du nach Sizilien...

sei offenen Herzens und Auges, begegne den Menschen vertrauensvoll und gehe auf sie zu, auch wenn Du die Sprache nicht beherrschst. Du wirst nicht nur gastfreundlich, sondern auch herzlich aufgenommen und fühlst Dich wohl bei ihnen.

Anders, reicher, kehrst Du nach Hause zurück.

Grazie per l'amicizia. Mi sento siciliano - greca.